



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gräf, Hans Gerhard: Goetheerinnerungen im nordwestlichen Böhmen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Volke neues Land. So klingt, bemerkt der Verfasser, unsre größte nationale Dichtung aus in einer Verkürzung der Arbeit:

Solch ein Getümmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aonen untergehn.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.

Die Schlußworte des Verfassers lauten: „Der Weise des Altertums sah das Glück in der abstrakten Betrachtung der Welt, der Weise des Mittelalters in dem Vorgefühl himmlischer Freuden, der Weise der Neuzeit sieht es in der geistigen Leitung mechanischer Arbeitskraft. Wer hat am tiefsten geschaut?“ Das nach Inhalt und Form ausgezeichnete Werk bildet eine so reiche Fundgrube kulturgeschichtlicher Tatsachen, die uns hier vielfach in einem ganz neuen Licht entgegentreten, daß jeder Leser auf hohe Freude und fruchtbarste Belehrung rechnen darf.

Kurt Graefer



Goetheerinnerungen im nordwestlichen Böhmen

Von Hans Gerhard Gräf

Weimar, am 23. Oktober 1906

1



aure Wochen, frohe Feste — diese einfache Schlußweisheit von Goethes Ballade „Der Schatzgräber“ darf ich wohl getrost über diese Zeilen schreiben. Denn ein Fest, ein frohes, bedeutet es allezeit, wenn wir in Dichters Lande gehn, um den Dichter zu verstehn. Und daß es „saure“ Wochen, saure Monde waren, die der frohen Ausfahrt vorhergingen, wird nicht minder wahr sein. Denn ein andres fürwahr ist es: Goethes Briefe, wie sie uns die große Weimarer Ausgabe Band auf Band, wohlgeordnet und säuberlich gedruckt, vorlegt, als Laie oder Forscher lesen und genießen; ein andres: die ehren- und dornen-volle Pflicht haben, den kritischen Apparat, die sogenannten „Besarten“ eines solchen Bandes herzustellen. Allerdings kommt es jederzeit allein auf den Geist an, in dem man etwas betreibt, und so kann auch eine an sich geringfügigste, ja scheinbar unnötige Kleinarbeit, indem wir sie wahrhaft Großem dienstbar machen, geadelt werden. Dennoch, sobald wir überzeugt sind, daß das Ergebnis einer mehrere Wochen in Anspruch nehmenden, mühevollen

Arbeit — ich meine den rein philologischen Teil der „Lesarten“ — außer uns selbst für alle Zukunft vielleicht noch einem, im günstigsten Falle zweien Fachgelehrten zugute kommen mag, so müssen wir uns schon mit der ganzen Würde der Philologie wappnen, um das Werk mit Anmut und Frohmut zu vollbringen.

Dem sei nun aber, wie ihm wolle, die Arbeit war für diesmal freudig getan. Goethes Briefe aus dem Jahre 1823, April bis Dezember, lagen im 37. Bande der Weimarer Ausgabe gedruckt vor uns; und ganz von selbst ergab sich für den Herausgeber nun auch der Inhalt des „frohen Festes“: Marienbad, Stift Tepl, Eger und seine Umgebung, wo er im Geiste monatelang gelebt hatte, diese Begriffe galt es durch Anschauung lebendig zu machen, die Orte zu besuchen, mit eignen Augen zu sehen, was ihm bis dahin leider versagt geblieben war.

„Goethe und Böhmen“ — ein blütenvoller, herrlicher Sondergarten in dem Weltgarten „Goethe“. Kenntnißreiche Männer haben sich mannigfach um seine Schilderung verdient gemacht. Und gerade die neuere Zeit hat uns auf diesem Gebiete vielfältig gefördert. Vor wenig Jahren, um nur des Neuesten zu gedenken, hat August Sauer in Prag den Briefwechsel Goethes mit dem Grafen Kaspar von Sternberg in einer musterhaften Ausgabe vorgelegt; zugleich erschien von demselben Gelehrten das zweibändige Werk „Goethe und Österreich“ (Schriften der Goethegesellschaft Band 17 und 18), und unmittelbar bevor steht die Herausgabe der Briefwechsel Goethes mit den böhmischen Freunden Grüner und Zauper, ebenfalls durch August Sauer besorgt. Von andern wertvollen Veröffentlichungen sei hier nur noch genannt Sebastian Grüners Abhandlung „Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer, 1825 für J. W. von Goethe niedergeschrieben“, herausgegeben von dem für die deutsch-böhmische Literatur- und Kulturgeschichte ungemein tätigen Schriftsteller Alois John in Eger, dem wir auch die zur Enthüllung des Goethedenkmals in Franzensbad erschienene Festschrift verdanken. Ihren natürlichen Mittelpunkt hat diese reiche Tätigkeit in der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ zu Prag.

Es kann mir nicht in den Sinn kommen, auf Grund eines erstmaligen Besuchs in jenem gesegneten Lande etwa viel Neues und Wesentliches bringen zu wollen. Schon um deswillen nicht, als ich mich für diesmal glaubte in der Hauptsache auf den Inhalt des genannten neuen Briefbandes beschränken, ja sogar Karlsbad, das Goethe im Herbst 1823 ebenfalls besuchte, ausschalten zu müssen. So sind es nur flüchtige Skizzen mannigfacher Reiseindrücke; um so erfreulicher, wenn hie und da auch dem Fachgelehrten zur Förderung der Wissenschaft ein paar bescheidne Kleinigkeiten begegnen sollten, die sich im Vorübergehn dem „freundlich aufgefaßten Neuen“ abgewinnen ließen.

und auf irgendwas hin
 Heitern Sinn und reine Zwecke:
 Nun! man kommt wohl eine Strecke.

2

Zunächst müssen wir noch einen Augenblick bei der Goethes Aufenthalt in Böhmen unmittelbar vorausgehenden Zeit verweilen. Das Jahr 1823 ist eins der wichtigsten in Goethes Greisenalter. Zwei schwere Erkrankungen hat der Vierundsiebzigjährige zu bestehen, am Anfang und gegen Ende des Jahres. In der zweiten Hälfte des Februars machen sich die Freunde auf das schlimmste gefaßt (in Sena verbreitet sich sogar die Nachricht, Goethe sei tot). „Allmächtiger Gott! seufzt der Kranke, was muß der arme Teufel leiden! Wie krank bin ich, kränker als in vielen Jahren!“ Die Ärzte bemühen sich vergebens. „Treibt nur eure Künste! ruft er ihnen zu, das ist alles recht gut, aber ihr werdet mich doch wohl nicht retten.“ Halblaut spricht er zu sich selbst: „Mich soll nur wundern, ob diese so zerrissene, so gemarterte Einheit wieder als eine Einheit wird auftreten und sich gestalten können?“ Am 23. Februar scheint es zu Ende zu gehn; „der Tod steht in allen Ecken um mich herum“, sagt er zu seinem Sohne. Da, am 24., greift die tödlich ringende Natur selbst, energigisch fordernd, nach erprobten, einfachsten Heilmitteln; im Tagebuch lesen wir unter diesem Datum: „Der Zustand verschlimmerte sich sehr, bis gegen Abend eine unwiderstehliche Neigung zum Marienbader Wasser eintrat, welches auch getrunken wurde. Später eine Tasse Arnica-Thee getrunken, nach welchem sich der Zustand ganz zu verändern schien. Die Nacht zum ersten Mal ruhiger erquickender Schlaf.“ Von nun an erholt sich Goethe langsam, aber stetig. Und ein paar Wochen später schreibt er, nach langer Unterbrechung seinen letzten Brief an die Jugendfreundin Auguste Bernstorff, einen der herrlichsten, die wir überhaupt von ihm besitzen, abschließend: „Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit in's Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen.“

In dem rührenden Aufsatz „Dankbare Gegenwart“, der den Schluß des im Sommer 1823 erschienenen Heftes von „Kunst und Altertum“ bildet, gedenkt Goethe der allgemeinen herzlichen Teilnahme, mit der man „vom Thron bis zur Hütte“ seine glückliche Wiedergenesung allenthalben feierte. Unter den öffentlichen Ehrungen, die eine freundliche Fügung Goethen gerade in diesen Wochen des erneuten Lebens zuführte, erfreuten ihn besonders das Diplom als Ehrenmitglied der Gesellschaft des Vaterländischen Museums in Böhmen, datiert vom 26. Februar, und das Diplom als auswärtiges Mitglied der Royal Society of Edinburgh vom 3. Februar; als Vorsitzender hatte jenes unterzeichnet Graf Kaspar von Sternberg, dieses Sir Walter Scott. Zu dem „großen Capital von freundschaftlich theilnehmendem Wohlwollen“, durch das, wie sich Goethe in einem Briefe an Nees von Esenbeck ausdrückt, sein „innerstes Leben für ewige Zeiten gesichert ist“, kam in diesen Tagen auch die Taufe einer bis dahin unbekanntem Pflanzengattung mit dem Namen

Goethea; die Naturforscher Nees von Esenbeck und von Martius verliehen ihn einer von ihnen in den Wäldern Brasiliens entdeckten baumartigen, prachtvoll blühenden Malvacee, „weil es, wie Nees von Esenbeck Goethen am 5. April schreibt, dem Botaniker wohlthut, die Häupter und Förderer seiner Wissenschaft unter frischen Pflanzen symbolisch anzureden und gleichsam grünend und blühend vor sich zu sehen“. In der Abhandlung über das neue genus *Goethea* heißt es unter der Rubrik *Nomen*: *Goethio, patriae decori, Florae deliciis, sempiternum laete hoc vigeat monumentum!* Derselbe Nees von Esenbeck gab im Juni 1823, zusammen mit dem Mineralogen Nöggerath, in der Senaischen Allgemeinen Literaturzeitung einen Gesamtüberblick über den Entwicklungsgang und die Leistungen Goethes auf dem Gebiete der Naturwissenschaft (mit Ausschluß der Farbenlehre). Goethe unterließ nicht, auf diese „höchst schätzenswerte ehrenvolle Schilderung“ in dem noch vor seiner Abreise fertiggestellten neuen Hefte seiner naturwissenschaftlichen Zeitschrift hinzuweisen, mit der Bemerkung: er habe sie erst nur im allgemeinen und von ferne betrachtet, „ich nehme sie mit in die böhmischen Bäder, um mich daran zu prüfen und zu erbauen“. Und so werden auch wir später noch auf sie zurückzukommen haben.

„Da es scheint, sagt Goethe am Schluß jenes Aussages »Dankbare Gegenwart«, daß aus diesem schweren leiblichen Kampfe mich der Allwaltende hat mit genugamen Geistes- und Gemüthskräften wieder hervorgehen lassen, so ist es meine Pflicht, an sorgfältige Verwendung derselben fortwährend zu denken.“ Zunächst wandte er sich der Weiterführung seiner Lebenschronik, der „Tag- und Jahres=Hefte“ zu, die ihn während des diesjährigen Aufenthalts in Böhmen lebhaft beschäftigte. Sodann fallen in das Jahr 1823 die ersten Anfänge und Vorarbeiten zu zwei höchst bedeutenden Unternehmungen: die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller und, als Abschluß seiner gesamten schriftstellerischen Tätigkeit, die große „Ausgabe letzter Hand“ seiner Werke bei Cotta. Für die Vorbereitungen zu dieser gewann Goethe gerade jetzt, unmittelbar vor seiner Abreise, eine willkommene Hilfskraft in einem „gar feinen und stillen Jüngling“ aus der Lüneburger Heide, Johann Peter Eckermann. Dieser hatte sich durch das Manuskript seiner „Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe“, einem an feinsinnigen Beobachtungen reichen, gegenwärtig lange nicht genug gewürdigten Büchlein, bei dem Dichter auf das beste eingeführt. Goethe empfahl seinem Verleger Cotta die Übernahme des Werckchens und traf sofort die Einrichtung, daß Eckermann während seiner Abwesenheit ganz in der Stille in Jena einige literarische Hilfsarbeiten für ihn ausführen sollte. Einige Wochen später schreibt er von Marienbad aus an den neuen Schützling: „Möge ich Sie in stiller Tätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und Erfahrung hervorgehen.“ Diese Worte sind längst bekannt, aber erst heute sind wir imstande, den vollen Sinn dieser väterlich milden Ermahnung zu verstehen; sie ist veranlaßt durch Eckermanns Klage, es sei ihm in Jena ein wenig zu

enge, still und von der Welt abgeschnitten, „ich habe, schreibt er an Goethe, *) diese Zeit die beiden Bände Ihrer Briefe aus Italien gelesen. Welche frische Luft eines großens Lebens wehet einem daraus entgegen! . . . Hätte ich nur die Hälfte von dem allen gesehen, es würde mir genug sein, so aber habe ich großen Durst nach Leben.“ Wie ehrlich, menschlich und voll Vertrauen ist das gesprochen. Wir sollten uns doch immer erinnern, von welcher Bedeutung für das letzte Jahrzehnt von Goethes Leben die Anwesenheit Eckermanns in Weimar gewesen ist. Auf den ersten Blick erkannte Goethe, was ihm dieser stille Helfer werden würde. An das, was er ihm in der Tat geworden ist, und was wir ihm verdanken, sollten wir uns halten, anstatt, wie es seit einiger Zeit Sitte geworden, Mängel, die ihm zweifellos anhafteten, in immer neuen Schilderungen darzulegen.

In der letzten Juniwoche nun waren die Vorbereitungen zur Reise beendet, und so fuhr Goethe am 26. ab, gelangte über Sena, Pößneck, Schleiz, Hof, Franzensbad nach Eger, wo es ihm, als unter dem fünfzigsten Breitengrade, sogleich „vaterländisch“ zumute wurde, und traf am 2. Juli Abends acht Uhr in Marienbad ein. Als letztes Geschäft, fast schon im Reisewagen, hatte er, als Abschluß des neuesten Heftes seiner naturwissenschaftlichen Zeitschrift, den Druck des Gedichts „Eins und Alles“ angeordnet, dessen großartige Eingangstropfen wie ein dämonisches Vorspiel erklingen dessen, was er zwischen leidenschaftlichem Wünschen und beseligendem Gottesfrieden alsbald durchleben sollte:

Im Grenzenlosen sich zu finden
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben ist Gemuß.

Weltseele komm uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen
Wird unsrer Kräfte Hochberuf,
Theilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der alles schafft und schuf.

3

Es waren jetzt nahezu vierzig Jahre vergangen, seit Goethe, 1785, zum erstenmal Böhmen besuchte, und wie oft hatte er sich seitdem in Teplitz, Karlsbad, Marienbad, Franzensbad wochen-, ja monatelang aufgehalten! Jenes frühe Gewahrwerden, die freundliche Gewohnheit des Dortseins und Wirkens, des Schauens und Durchforschens dieser in geologischer und mineralogischer Hinsicht so äußerst reichen und merkwürdigen Gegenden, die, durch zahllose heiße und kalte Quellen segensreich in der Gegenwart, für das rückschauende Auge des Naturforschers aber in der Tiefe der Vorzeit durch tätige Vulkane mannigfach belebt sind, das alles erklärt genugsam Goethes Vorliebe für Böhmen. Dazu kommt sodann der anregende Verkehr während des Bade-

*) Goethes Briefe (Weimarer Ausgabe) Band 37, Seite 363 f.

lebens mit geistvollen, originellen Männern, schönen Frauen und Mädchen, Deutschen, Österreicherinnen, Polinnen. So bedeutete ein Besuch Böhmens im Grunde jedesmal, nicht nur, wie Goethe über den Sommer 1823 an Marianne von Willemer schreibt, einen „freien, fast ländlichen Aufenthalt, Bewegungen von Morgens bis Abends im Wandeln und Fahren, Eilen und Begegnen, Irren und Finden“, „Gelegenheit zum Erneuen älterer Verhältnisse, zum Anknüpfen neuerer, zum Suchen und Gesuchtwerden, zu Unterhaltung, Vertraulichkeit, Neigung, und was sich nicht alles durcheinander flocht; daß man sich eben ganz vergaß, sich weder krank noch gesund, aber behaglich und beinahe glücklich fühlte.“ —

Das Verdienst, die Bedeutung der Marienbader Quellen zuerst voll erkannt und die jetzige Stadt als Badeort tatkräftig begründet zu haben, gebührt dem Abte des Stifts Tepl, Karl Reitenberger, dessen ehernes Standbild sich heute an einer der schönsten und belebtesten Stellen der herrlichen Parkanlagen Marienbads erhebt. In zwei Jahren, 1908, wird ein Jahrhundert verflossen sein seit Eröffnung der ersten planmäßig erbauten Badehäuser, die im Laufe der Zeit in der großartigsten Weise vermehrt und vervollkommenet worden sind.

Alle Quellen Marienbads nebst den gegen Morgen, Mitternacht und Abend weithin ausgebreiteten Waldungen, die gesamte Anlage der Bäder und zahlreiche stattliche, dem BADELEBEN und dessen Verwaltung dienende Gebäude sind Eigentum des Stifts Tepl. Diesem, als dem Mutterorte Marienbads, galt mein erster Besuch.

Das Kloster liegt etwa drei Stunden östlich von Marienbad, in einer Höhe von nahezu 700 Metern über dem Meere; es gehört dem Orden der Prämonstratenser an und ist 1193 auf einem wahren *pré montré* (*pratum monstratum*) gegründet; gar stattlich hebt es sich mit seinen umfangreichen Gebäuden, in deren Mitte die zweitürmige Kirche aufragt, aus den umgebenden Wiesen und Teichen hervor. Die sehr bedeutende Bibliothek sowie die Schätze der Naturalien- und Kunstsammlung werden demnächst in einem neuausgebauten, reich und geschmackvoll ausgestatteten nördlichen Flügel Aufstellung finden, wo auch eine Reihe geräumiger Arbeits- und Gastzimmer ihrer baldigen Vollendung entgegen geht. Inzwischen schreitet die von fachkundiger Hand ausgeführte Herstellung eines großen alphabetischen und eines sachlichen Zettelkatalogs der Bibliothek rüstig vorwärts. Schon vor Antritt meiner Reise hatte ich mich gefreut, den Namen des derzeitigen Prälaten, Herrn Abts Gilbert Helmer, in der Mitgliederliste der Goethegesellschaft zu finden, und ich kann es mir nicht versagen, bei dieser Gelegenheit Seiner Hochwürden für die überaus gastfreundliche Aufnahme des Weltkinds hier meinen Dank nochmals auszusprechen. Auf seine Anordnung hin gab mir, ehe die Glocke in den fürstlich ausgestatteten Speisesaal zur Mittagstafel lud, der lebenswürdige Frater Bibliothekarius Gelegenheit, in seiner freundlichen Arbeitszelle mit aller Mühe dem eigentlichen Zweck meines Besuches nachzugehen: die Originale

einiger Briefe Goethes aus dem Jahre 1823 zu vergleichen: der eine ist gerichtet an den damaligen Prior des Klosters, Pater Clemens Eckl, die beiden andern an Joseph Stanislaus Zauper, Professor des Gymnasiums zu Pilsen. Aus einer Bemerkung, die Zauper am Schluß des zweiten Bandes seiner „Studien über Goethe“ macht, wußte ich, daß er auch mit Eckermann Briefe gewechselt hat. Und so fand ich denn auch, in der ehrwürdigen alten Goethemappe der Stiftsbibliothek blätternnd, drei Briefe Eckermanns an Zauper, von denen der älteste, der Mitteilung nicht unwert, hier folgen möge.*) Das Schreiben, datiert Weimar, den 15. März 1824, lautet:

Von unserm großen Goethe, mein theurer Freund, soll ich Ihnen viele herzliche Grüße sagen und die Versicherung seiner fortwährenden Liebe, und daß er sich freue im Monat Juni wieder mit Ihnen zusammenzutreffen.

Diese angenehmen Aufträge gab Goethe mir gestern Mittag im Wagen, als ich das Vergnügen hatte mit ihm eine Spazierfahrt zu machen.

Zugleich sagte er mir, daß Sie mein Büchlein [„Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe“] erhalten und daß Sie bereits so freundlich gewesen, Sich darüber in Prager Wochenblatt auszusprechen. Empfangen Sie hiesfür meinen herzlichsten Dank! Ich kann aber nicht leugnen, daß ich gerne lesen möchte, was Sie geschrieben, und da nun die Prager Zeitschrift nicht bis zu uns herunterkommt, so ersuche ich Sie um die gefällige Übersendung dieses Blattes, falls nemlich Sie nicht geneigt sein sollten, Ihre Recension durch eine der übrigen Zeitschriften auch bis zu uns gelangen zu lassen.

Zugleich sagte mir Goethe, daß ich wohl thun würde, Ihnen für die Prager Zeitschrift von meinen neuesten Gedichten zu senden, damit ich auch als Poet in dem geliebten Böhmen bekannt würde.

Dieses will ich thun, falls die geschätzte Herausgeberin es wünschen sollte, nur fehlt es mir für den Augenblick an Zeit etwas Passendes auszusuchen.

Ihr lieber Brief vom December hat mich sehr erfreut. Er ist auch ein paar Tage in Goethes Händen gewesen, wo ihm denn die Ausdrücke Ihrer liebenden und verehrenden Gesinnungen gegen ihn sehr erfreulich gewesen sein werden.

Sobald Goethe nach Böhmen geht, werde ich mich gegen Westen wenden zum geliebten Rhein, und die schöne Sommerzeit zwischen Mainz und Cöln zubringen. Hoffentlich gelingt mir da eine neue Arbeit. — Hoffentlich etwas größeres Poetisches! —

Diesen Winter sind meine Kräfte durchaus Goethen gewidmet gewesen, der Redaction nemlich vieler seiner noch ungedruckten Schriften. Ich hoffe damit Goethen und der deutschen Litteratur wesentliche Dienste geleistet zu haben; denn wodurch könnte beiden ein größerer Dienst geschehen, als wenn ich dem geliebten Alten die Sorge für die weitere Pflege des in der Vergangenheit liegenden schon Geleisteten abnehme und seinem großen Talent für die Wirkung in der Gegenwart die Bahn frei halte.

In dieser Überzeugung habe ich daher diesen Winter den jugendlich mächtigen Trieb eigener Productionen gerne unterdrückt.

Von Ihnen und Ihren größeren Vorsätzen bald zu hören würde mir große Freude machen.

*) Einiges daraus hat Lambel 1880 in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ (19, 180) ungenau veröffentlicht.

Was sagen Sie zu den *Varia* Gedichten? Ist es nicht etwas ungeheuer Großes? Ferner das von *Deutscher Baukunst*,*) ist es nicht gleichfalls ein großes Gedicht?

Leben Sie wohl, mein theurer Freund. Goethe ist voller Gesundheit und Jugend. Mit dieser angenehmen Nachricht will ich Ihnen zu fortwährender Freundschaft auf das beste empfohlen sein als Ihr getreuer und im Geiste treu Verbundener
Eckermann.

Wie die auf diesen Brief in der Mappe folgenden Gedichte zeigen, hat Eckermann dem Freunde später doch einige seiner Lyrika gesandt. Die beiden andern Briefe, aus den Jahren 1832 und 1837, enthalten nichts Bemerkenswerthes.

Goethe besuchte am 21. August 1821 das Stift Tepl; im Jahre 1823 kam er meines Wissens nicht dahin, doch empfing er schon am Tage nach seiner Ankunft in Marienbad den Besuch des Abtes Reitenberger. „Zum deutlichen Begriff, schreibt er am 25. Juli an seinen Sohn, was Tepl für ein schönes Local sei, lege des Prälaten Visiten-Charte bei.“ Das zierliche, mit Goldschnitt geschmückte Kärtchen klebt noch heute in der untern Ecke des letzten Briefblattes, die nach oben gefehrte Rückseite zeigt eine von Rosmäslar in Dresden 1820 in Kupfer gestochne Ansicht der Klostergebäude, auf der Vorderseite steht, ebenfalls in Kupfer gestochen: *Le Prélat de Tepl, Charles Reitenberger pour faire visite.* Lebhaftes Interesse bezeugt Goethe fortgesetzt für die im Stift regelmäßig angestellten barometrischen und thermometrischen Messungen, deren Übersichten er für die durch ihn veranlaßten graphischen Darstellungen der Barometerstände verschiedner Orte eifrig erbat und verwertete. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen des Klosters bereicherte er, wie schon früher, so auch 1823 durch Schenkung lehrreicher Gebirgs- und Mineralienfolgen.

Während die von Goethe auf der Rückfahrt von Tepl nach Marienbad benutzte Fahrstraße nördlich über Ober-Grämling und Abaschin führt, sodas der Pödhornberg dem Reisenden zur Linken bleibt, nimmt die Eisenbahn ihren Weg südlich, erreicht bei Habakladrau ihre höchste Höhe, 706 Meter, und sinkt dann in mannigfachen Windungen auf sehr reizvoller Fahrt zur Station Marienbad hinab.

Werfen wir einen Blick auf den Stadtplan des heutigen Marienbad (nebst dem sich im Süden unmittelbar anschließenden Vorort Schönau), so fällt uns sogleich die merkwürdig scharf ausgeprägte Form des Umrisses auf: dieser hat fast genau die Gestalt eines Beiles oder einer Axt; die Schneide zeigt nach Osten, der Stiel nach Süden, mit einer leichten Krümmung des untern Drittels nach Südwesten; am äußersten Ende des Stiels liegt der Bahnhof, seinen obern Hauptteil bildet die langgestreckte, herrliche Kaiserstraße, zur Linken von einer

*) Goethes Aufsatz „Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach. 1773“ und die *Varia*-Gedichte waren vor kurzem in der Zeitschrift „Über Kunst und Alterthum“ erschienen.

Häuserzeile, darunter viele Prachtbauten, zur Rechten vom Aufschabach begleitet; den weitaus größten Mittelteil des Arzteisens nehmen die mit bewundernswürdiger Kunst ausgeführten parkartigen Anlagen ein, um sie her gelagert in anmutigem Bogen von Nord durch Ost nach Süd der nördliche Stadtteil mit dem Kreuzbrunnen, das vom Hotel Weimar beherrschte Gebiet und die Gruppe der Badehäuser. Behalten wir nun beim Betreten der Stadt vom Bahnhof her den Vergleich mit der Art noch einen Augenblick im Auge, so gewahren wir, daß nur das Stielende nach Süden hin in das flache Land hinausläuft, daß aber alles übrige in sanfter Steigung eingebettet ruht in ringsumgebenden, rauhe Winde abhaltenden, waldbewachsenen Berghöhen.

Wie die Lage der Stadt, so ist auch ihr Charakter einzig in seiner Art; Marienbad macht einen durchaus harmonischen Eindruck, den Eindruck eines Ortes, der ausschließlich einem einzigen Zwecke dient: keine Fabriken gewahrt man, kein lärmendes Gewerbe, keine Industrie, nicht Handel und Wandel, die Stadt ist nur Badeort, Weltbad. Feinliche Sauberkeit herrscht durchaus. Wünschte man vielleicht bei einzelnen Bauten etwas weniger Pracht, bei manchen Kaufläden weniger Luxus entfaltet, das überall leuchtende milde Grün der Ziersträucher, die überall mit freundlichem Ernst hereinschauenden Waldberge dämpfen diesen Schein der Überkultur, verschmelzen mit ihm zu einem durchaus wohltuenden Gesamtbilde.

Wie sollen wir nun aber in diesem Weltbade, das jährlich etwa 24 000 Kurgäste beherbergt, das kleine Marienbad Goethes von 1823 herausfinden, um deswillen wir allein hergekommen sind, und von dem Goethe bald nach seiner Ankunft an seinen Sohn schreibt: „Marienbad ist beinahe ganz besetzt, am 1. Juli fanden sich 350 namhafte Personen eingezeichnet“? Nun, die erste Anlage des Orts ist noch wohl erkennbar, schon auf dem Grundriß von 1823 ist die Gestalt der „Art“ sehr deutlich ausgeprägt, die Heiligtümer der Stadt, die Quellen, sie sprudeln heute an denselben Stellen hervor wie vor hundert Jahren, mit unerschöpften Kräften.

Freilich, das früher der Familie von Brösigke, damals dem Grafen Klebelsberg gehörende Haus, wo Goethe 1821 und 1822 wohnte, finden wir nicht mehr vor; an seiner Stelle erhebt sich das palastartige Hotel Weimar, doch erzählt uns eine kleine Tafel über dem Portal von Goethes Aufenthalt daselbst. Die ehemalige Beschaffenheit des Hauses — es war zu beiden Seiten durch Torfahrten (über denen sich Terrassen zum Lustwandeln befanden) mit den Nachbarhäusern verbunden — überliefert uns ein kleines Gemälde, das in der Mansarde des Goethehauses zu Weimar hängt. Von den beiden Nachbarhäusern, jetzt „Zum schwarzen Adler“ und „Zum grünen Kreuz“, hat das letzte, westlich liegende im ganzen noch sein altes behagliches Aussehen bewahrt. In noch höherem Maße ist dieses aber der Fall mit dem auf das „Grüne Kreuz“ folgenden, von diesem durch eine Gasse getrennten Hause, das mit seinem traulichen, schindelgedeckten Dache schon von fern durch sein schlichtes, altväterisch-wohnliches

Außeres gar anmutig auffällt. Und siehe da, seine Inschrift lautet: „Goethe-Haus“, auf einer Tafel darüber steht es zu lesen: „Hier wohnte Goethe in dem Jahre 1823.“

„Nennt man »Marienbad 1823«, heißt es in Bernhard Suphans geistvoller Abhandlung »Goethe und der Graf St. Leu« (Goethe-Jahrbuch 15, 112), so denken wir zuerst, ja wohl ausschließlich, an Ulrike von Levekov, »die lieblichste der lieblichsten Gestalten«; sie füllt in unsrer Erinnerung diese Wochen aus, deren Lebensinhalt in der großen poetischen Konfession der »Trilogie der Leidenschaft«, und zumal in der »Marienbader« Elegie geheimnisvoll offenbar dargelegt ist.“ Wir sind über diese bedeutende Periode in Goethes Leben vortrefflich unterrichtet, erstens durch Goethes eignes Tagebuch und die von ihm in jenen Wochen geschriebenen Briefe, wie diese der am Eingang genannte 37. Band der Weimarer Ausgabe sie jetzt bequem vereinigt vorlegt, zum andern durch die von Otto Harnack veröffentlichte, ausführliche und höchst lebendige Schilderung eines Augenzeugen, der anmutigen Berlinerin Vili Parthey (Goethe-Jahrbuch 22, 113), endlich durch die Darstellungen Gustav von Voepers („Zu Goethes Gedichten Trilogie der Leidenschaft“, Goethe-Jahrbuch 8, 165) und Suphans, der sie, außer in dem oben genannten Aufsatz über Goethes Verkehr mit dem ehemaligen König Ludwig von Holland, noch zweimal behandelt hat: bei Veröffentlichung der Briefe Goethes an die Levekovs (Goethe-Jahrbuch 21, 7), sodann in einer dem herrlichen Faksimile der „Marienbader Elegie“ beigegebenen Abhandlung im 15. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft. Außerstande, über das Thema „Goethe und Ulrike von Levekov“ etwas Neues zu bringen, bescheiden wir uns damit, hier auf die genannten reichen Quellen der Belehrung hinzuweisen, und fahren in der Schilderung unsrer Reiseindrücke fort.

Das Goethehaus führte 1823 den Namen „Zur goldnen Traube“; es fehlten ihm damals noch die beiden Balkone, und im Erdgeschoß, dem Eintretenden zur Rechten, war ein Kaufladen für „Gemischtwaren“. Im übrigen aber ist das Haus außen und innen, dank der pietätvollen Gesinnung seiner Besitzer, vor jeder einschneidenden Veränderung behütet worden. Goethes jugendliche Wirtin war eine Frau Döltsch, die 1860 gestorben ist; sie nahm an Kindes Statt einen jungen Mann namens Schildbach an, und dessen Sohn ist der heutige Besitzer des Hauses. Während der Unterhaltung mit diesem wackern Mann und seiner liebenswürdigen Familie konnte ich gar bald bemerken, welcher gute Geist hier waltet, und daß der Anteil, den man hier an der Bedeutung des Hauses nimmt, keineswegs, wie man so häufig findet, nur äußerlich und scheinbar ist, sondern daß er wahrhaft lebendig von Herzen kommt.

Goethe bewohnte mit seiner Begleitung, dem Sekretär John und dem Diener Stadelmann, im ersten Stock die Zimmer 8, 9, 10 und 15 (jetzt Nr. 18 bis 21); das über der Haustür liegende mittlere war sein Schlafzimmer, in dem ihm, wie sein Tagebuch getreulich vermerkt, am 19. August, dem Tage vor

seiner Abreise, eine „ruhige Nacht“ und „conciliante Träume“ beschrieben waren. Dem alten, sorgsam gehüteten Folianten, in den die Namen der Wohngäste eingetragen werden, nebst Datum der Ankunft und Abreise, sowie die gezahlten Preise, konnte ich entnehmen, daß Goethe für seinen Aufenthalt vom 3. Juli bis 20. August in Summa 420 Gulden entrichtet hat. Ein Blick aus seinen Zimmern auf die Umgebung überzeugt uns, daß Goethe allen Grund hatte, die Lage seines „noch vor Thorschluß“ gewonnenen „allerliebsten Quartiers“ zu rühmen, wie er dies in seinen Briefen zu tun nicht müde wird. „Ich lege ein Kupfer von Marienbad bei, schreibt er seinem Sohn am 8. Juli, woraus Ihr sehen könnt, wie munter es hier aussieht; meine Wohnung ist das auf der Schattenseite liegende obere Eckhaus gleich links an der Reihe der größern Gebäude. Es fliegt ein Vogel ganz gerade oben drüber. In dem größten Gebäude [dem Hause des Grafen Klebelsberg, jetzt Hotel Weimar] wohnt der Großherzog [bald darauf auch die Familie von Levegow], und ich kann aus meinen Fenstern alles sehen, was auf der Terrasse vorgeht.“ Diese in Goethes Tagebuch immer und immer wieder genannte „Terrasse“ bildete offenbar den obersten Teil des heutigen „Kirchen=Plazes“, in dessen Mitte sich seit 1850 die katholische Mariä Himmelfahrtskirche erhebt. Diese Terrasse, zu der die noch heute stehende Baumlaube vor dem Hotel Weimar gehörte, hat man zu unterscheiden von den schon oben genannten Seitenterrassen über den Torfahrten des Klebelsbergischen Hauses und von der hinter diesem Hause liegenden, in Goethes Tagebuch und Briefen ebenfalls genannten „Klebelsbergischen Terrasse“.

So begünstigt durch die glückliche Lage und Beschaffenheit seiner Wohnung überwindet Goethe beim Genuß des Brunnens (den er, wie uns auch durch Lili Parthey's Erzählung bezeugt wird, nicht an der Quelle, sondern zu Hause trinkt) und beim Gebrauch von Moorfußbädern bald die Nachwirkungen seiner schweren Krankheit. „Freilich, meldet er Knebeln, war mein Zustand seit diesem Winter allzu stockend, ich wußte kaum, ob ich noch lebte und zu wirken vermochte. Alles regt sich nun wieder, sowohl der Körper als der Geist.“ In fleißiger Arbeit an den „Tag- und Jahres=Hefen“, bei mannigfaltiger, zumal naturwissenschaftlicher Lektüre und eifrig fortgesetzter eigener Durchforschung der geologischen Verhältnisse Marienbads, in der Pflege endlich eines höchst geselligen Verkehrs verfließt die Zeit nur allzu schnell.

Wie regte nicht der Tag die raschen Flügel,
Sahien die Minuten vor sich her zu treiben!

Der poetische Ertrag dieser Wochen war nur gering, mit Ausnahme freilich der Lyrik: ein paar heitre kleine Gedichte gelangen nebenbei, vollendeter Frauen=gesang aber und gleich meisterhaftes Klavierspiel entlockten zum Schluß dem schmerzlich bewegten Gemüt, das schon in stummer Entsagung sich in sich selbst verschließen wollte, einige der herrlichsten Blüten. „Wie man eine geballte Faust [eine in »Mißmuth, Reue, Vorwurf, Sorgenschwere« geballte] freundlich

flach läßt“ — dieses ergreifend einfache Bild, das Goethe gegen Zelter gebraucht, bezeichnet vollkommen seinen Zustand. Man wird bei der zusammenhängenden Lektüre von Goethes Briefen aus diesen Wochen, namentlich der zum Teil bis jetzt unbekanntem, an die Schwiegertochter gerichteten im 37. Bande der Weimarer Ausgabe, einen ganz eignen, von einem gewissen peinlichen Gefühl jedoch nicht freien Reiz darin finden, die mysteriösen Andeutungen zu verfolgen, mit denen der Greis auf seine Liebe zu dem neunzehnjährigen Mädchen und auf seine Hoffnung dunkel hindeutet. Von einem „Trisfal“ spricht er; „Du begreifst, heißt es in einem der Briefe an Ottilie, das Bitterfüße des Kelchs, den ich bis auf die Reige getrunken und ausgeschlürft habe.“ Alles zu bekennen, verbietet die Stunde, er vertröstet die Teilnehmende auf die Vertraulichkeit einer „stillen Winternacht“ — „was noch zu sagen wäre, muß auf eine mündliche, vielleicht wieder einmal mitternächtlige Unterhaltung aufgespart werden.“ „Mittwoch den 20.,“ heißt es in einem der letzten Briefe aus Marienbad, geh' ich von hier ab, Rath Grüner kommt mich wegzunehmen und zu dem todten und doch als pis aller so interessanten Gestein zurückzuführen.“ Wir müssen uns tief in die Lage seines Gemüths versenken, um das Dämonische, um das Schwergewicht dieses schlichten „mich wegnehmen“ ganz zu empfinden.

Bevor wir aber Goethen nach Eger zu dem „todten Gestein“ folgen, müssen wir zunächst noch einen Augenblick bei seinen geologischen Studien in Marienbad verweilen. Sein Hauptaugenmerk richtete er diesmal auf die bedeutenden Veränderungen, die die Gase der Marienquelle auf das Urgestein ausüben, dem sie entsteigt, sodann auf die durch unterirdisches Feuer bewirkten Umwandlungen des Gesteins am Wolfsberg bei Tschernoschin (oder in der von Goethe meist gebrauchten mundartlichen Form: Ezerloch), südöstlich von Marienbad, etwa auf der Hälfte des Weges nach Pilsen. Massenhaft schleppt der unermüdete Stadelmann diese und andre Funde ins Haus, wo Goethe die auf Holztafeln ausgebreiteten Schätze untersucht, bestimmt, für sich und geologische Freunde in Folgen ordnet und endlich, in Kisten sorgsam verpackt, absendet. Man wird meine freudige Überraschung begreifen, als ich, begierig, etliche dieser für Goethe so interessanten Naturgegenstände zu sehen, eine vortrefflich geordnete Sammlung in der allernächsten Nähe vorfand, nämlich im Goethehause selbst. Die liebenswürdige Tochter des Besitzers, eine leidenschaftliche Freundin der Gestein- und Pflanzenkunde, hat sie durch jahrelanges, eifriges Sammeln und Tauschgeschäft zusammengebracht; hier fand ich die schönsten Augite vom Wolfsberg, Nephelin ebendaher, vulkanische Bomben von Alt-Albenreuth, Lava vom Kammerbühl, Silbererz von Sangerberg, Basalt vom Bodhornberg, Waweliten, Egeran, Pechstein, Rauchtöpfe, Granite in den verschiedensten, von Goethe so sorgsam beobachteten Übergängen, alles auf das sauberste und zierlichste, dabei streng wissenschaftlich geordnet, und zumeist in solchen Prachtexemplaren, daß bei ihrem Anblick dem alten Goethe die leuchtenden Augen zwiefach geleuchtet haben würden. Mich dankbar zu erzeugen, mußte ich nichts Besseres zu

tun und konnte dieser Autodidaktin nach Goethes Herzen keine größere Freude machen, als ihr folgende Stelle aus Goethes Tagebuch vorzulesen, Marienbad, 10. Juli 1823: „Stadelmann brachte abermals Gebirgsarten. Frauenzimmer im Hause, das sich dafür interessiert.“ Es kann nicht anders sein, dieser schlichte Goethefegen wird die prächtige Sammlung noch um manche Musterstufe bereichern.

Außer im Goethehause konnte ich von Nachkommen derer, mit denen Goethe während des Sommers 1823 in Marienbad verkehrte, noch mehrere begrüßen. Herr Geheimrat Dr. Heidler von Heilborn bewahrt als kostbaren Schatz einige Briefe Goethes an seinen Großvater, den hochverdienten damaligen Brunnenarzt, die er mir vorzulegen die Güte hatte. Bei Herrn August Herzig, einem Enkel des mit Goethe wohlbekannten Marienbader Arztes Dr. Scheu, in dem schon genannten Hause „Zum grünen Kreuz“, neben dem Goethehause, sah ich ein mir bisher unbekanntes, in Deutschland wenig verbreitetes Goethebild: Goethes Kopf im Profil, nach der bekannten Zeichnung Jagemanns, mit der Unterschrift Steindruck von C. W. Medau in Leitmeritz. K. Tschuppik grav.; darunter in Faksimile die Strophe („Leuchtender Stern über Winkelwage, Blei und Zirkel“):

Zum Beginnen, zum Vollenden
Zirkel, Blei und Winkelwage;
Alles stockt und starrt in Händen,
Leuchtet nicht der Stern dem Tage.
W. März 26. Goethe.

Hat sich im Nachlaß des Dr. Scheu Handschriftliches von Goethe, wie es scheint, nicht erhalten, so war ich doppelt überrascht, ganz unvermutet an anderer Stelle ein prächtiges Goetheautographon zu finden: eine in der wissenschaftlichen Forschung noch nicht bekannte Niederschrift des in Böhmen gedichteten Liedchens „St. Nepomuks Vorabend. Karlsbad den 15. Mai 1820“, vom Dichter selbst mit kräftiger lateinischer Schrift auf ein Quartblatt geschrieben. Der Besitzer, Herr Korvettenkapitän Frankl, bewahrt das Blatt unter Glas und Rahmen als kostbares Familienerbstück; ein beiliegender Brief des Weimarer Bibliotheksekretärs Krüger vom 26. September 1836 bezeugt ausdrücklich die Echtheit der Handschrift. Sie bietet ein besonderes Interesse dadurch, daß Goethe in der ersten Strophe an drei Stellen auf schmale übergeklebte Papierstreifen eigenhändig Änderungen geschrieben hat; diese Änderungen stimmen mit dem Wortlaut in Goethes Werken überein. Nach genauerer Untersuchung, die der liebenswürdige Herr Kapitän mit dankenswerter Bereitwilligkeit gestattete, ergab sich der ursprüngliche, unter den aufgeklebten Streifen stehende Wortlaut, wie folgt:

Lichtlein schwimmen auf dem Strome,
Kinder singen auf der Brücken,
Und die Glocke tönt vom Dome
Zu der Andacht, in's Entzücken.

Als ich, von der Betrachtung dieser wertvollen Marienbader Goethehandschriften kommend, mich in den lieblichen Anlagen erging, wo wir außer dem Denkmal des Abtes Reitenberger auch ein Monument des Brunnenarztes Dr. Heidler von Heilborn finden, kam mir plötzlich, fast möchte ich sagen angenehm zum Bewußtsein, daß dieser durch Goethe hochberühmte Ort bis zur Stunde kein Denkmal des Dichters besitzt! Gewiß eine bemerkenswerte Tatsache in unsrer Zeit, die, wie keine zuvor, an einer unheilvollen Denkmälersucht leidet. Wenn ich sagte: Marienbad habe kein Goethedenkmal, so ist das allerdings nicht ganz der Wirklichkeit entsprechend. Beim Aufstieg zum Hamelika-berg, der sich im Südosten der Stadt erhebt und wegen der auf ihm herrlich liegenden Kaffeewirtschaft „Panorama“ täglich von Tausenden besucht wird, finden wir hart am Wege einen kleinen unscheinbaren Obelisken, an dessen Vorderseite unter der Aufschrift „Goethes Sitz“ die Anfangsverse des Liedes „Über allen Gipfeln“ stehn. Aber man wird hier nicht von einem Goethedenkmal im eigentlichen Sinne sprechen können, auch ist der Platz eben wegen des lebhaften Menschenverkehrs zu beschaulichem Verweilen nicht geeignet und hat durch seine eingeschlossene Lage mitten in dichtem hohem Fichtenwald etwas Beengendes, unerfreulich Düstres. Sicherlich wird die Zeit nicht ausbleiben, wo auch Marienbad sein Goethedenkmal erhält, ja es ist zu vermuten, daß durch die am 9. September dieses Jahres erfolgte Einweihung eines solchen in Franzensbad und durch die schon erwähnte Marienbader Jahrhundertfeier 1908 diese Angelegenheit beschleunigt werde. Möge ein guter Genius über ihr walten! Mir schwebt als die einfachste und natürlichste Lösung dieser bedeutenden Aufgabe eine gar anmutige Gruppe vor: Auf einem mächtigen Felsblock Marienbader Gesteins sitzt der greise Dichter im Reisemantel, Reisehut und Stab neben sich gelegt, wie ausruhend von einer beschwerlichen geologischen Wanderung in den Bergen; zu seinen Füßen sprudelt ein klarer Quell, gefaßt in ein gefälliges Steinbecken, aus dem zwei Stufen zu ihm heraufführen; auf diesen steht eine jugendliche Mädchengestalt, in der kleidsamen Tracht der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, und reicht ihm, kindlich aufschauend, in einer Schale den eben für ihn geschöpften Heiltrank. Keine Allegorie, keine zerstreunden Einzelheiten, eine schlichte, natürliche, rein menschliche, in sich geschlossene Gruppe, die alles sagt, was an diesem Orte zu sagen ist. Dem Beschauer bliebe es ja unbenommen, für sich im stillen zu denken: Goethe und Urrike.

Zum Schluß des Marienbader Aufenthalts gedenken wir noch jener schon genannten ausführlichen Würdigung von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung; Goethe hatte sie mit nach Böhmen genommen und schrieb über sie am 22. August höchst charakteristisch an Nees von Esenbeck: „Viel aber, viel wäre zu sagen, was jene merkwürdigen Litteraturblätter, in leichter reiner Luft einer bedeutenden Bergeshöhe, im Freien und Stillen wiederholt gelesen und durchgedacht, für eine Wirkung auf mich ausübt. Möcht' ich mich fromm und kurz fassen, so müßt' ich sagen: es kam

augenblicklich der Friede Gottes über mich, der, mich mit mir selbst und mit der Welt in's Gleiche zu setzen, sanft und kräftig genug war.“ Wir müssen es uns mit Rücksicht auf den Raum leider versagen, die ganze, in der That sehr schöne Würdigung des Naturforschers Goethe hier einzufügen, die, als an einer heute sehr entlegnen Stelle gedruckt, kaum einem der Leser dieser Zeitschrift bekannt sein dürfte; nur die kurze allgemeine Einleitung sei wiedergegeben; sie läßt ahnen, wie wohl das Ganze dem aus schwerer Krankheit eben erst ins Leben und Wirken Zurückgekehrten tun mußte, um so mehr wohlthun mußte, als er gerade auf diesem, von ihm mit größtem Eifer und wahrer Hingebung seit nahezu einem halben Jahrhundert durchforschten Gebiet fortgesetzt Nichtbeachtung und Anfeindung zu erdulden hatte. Nees von Esenbeck schreibt:

„Siehe er geht vor mir über, ehe ich's gewahr werde,
und verwandelt sich, ehe ich's merke.“

Vielleicht ist nie ein Buch in die Welt getreten, das so mit einem einzigen Wort sein Innerstes erschlossen, und dem Empfänglichen das Herz abgenommen hätte, wie es diesem Werk unseres Goethe durch das angeführte Motto aus Hiob verliehen war, das wir deßhalb auch zur Ueberschrift unserer Anzeige wählen, und die Leser im Voraus versichern wollen, wie sie, sofern ihnen darin die Physiognomie des in dem Werke waltenden Naturgeistes schon erschienen sein sollte, nicht erwarten dürfen, daß der Recensent ihnen viel Neues daraus oder darüber vorbringen werde. Er wird sich nemlich wohl hüten, da eigene Worte einzumischen, wo die Natur vernehmlicher Weise selbst ihre schöne Stimme hören läßt; vielmehr will er sich in diesem Zaubergarten ergehen, und hie und da ein laut werdendes Blatt auf den Weg streuen, zum Wahrzeichen, daß er da auf wohlbetretenen Gängen und nicht in der Irre herumwandle. Dabei werden sich denn Viele der Stellen wieder erinnern, wo auch sie oft den Frühling einer reinen und herrlichen Naturerkenntniß geathmet, und welche Laute sie da vernommen haben. — Doch Eins müssen wir in unserem eigenen Namen vorausschicken, nemlich unser Bekenntniß über den Text aus Hiob, welchen wir dem Buch so hoch anrechnen, daß wir behaupten möchten, es offenbare schon allein dadurch seine hohe Persönlichkeit und das klare Selbstbewußtsein eines lebendigen Geistes, daß es sich so leicht in Anderen, ja in recht Alten, zu finden, und zugleich auch von sich zu reden weiß, statt daß andere Bücher höchstens von dem Autor handeln, und selten, oder nie, von sich selbst etwas wissen oder aussagen können. Der Grund hievon liegt in dem, was wohl auch eingewendet zu werden pflegt, wenn man Goethes Schriften „Zur Naturwissenschaft“ in ihrem Fach, als wissenschaftlich, aufführt, oder gar an vielen Orten vorangestellt wissen will als Grundlagen eines wissenschaftlichen Ganzen, und als Führer in der Methode der Naturforschung. Die Einrede ist da gewöhnlich, daß doch der Verfasser eigentlich, und von Natur, Dichter sei; was er dann so nebenbei noch in der Naturkunde treibe und vor sich bringe, sei zwar allerdings verdienstlich, aber es stehe doch einzeln da, wie poetische Offenbarungen des Genies, es sei folglich höchst angenehm, und als Muster des Stils gar wohl zu gebrauchen, aber man müsse eingestehen, daß der Verfasser die Sache nicht als Gelehrter vom Fach behandle, vieles leicht nehme, was von diesem schwer genommen werde, und daß ihm überhaupt das Schwere nirgends viel Mühe und Anstrengung koste, durch welche sich doch allein die Gründlichkeit und der systematische Zusammenhang recht bewähren könne. Wie oft wir nun auch diese Ausstellung vernommen haben: so wollte sie doch nie einen

tiefern Eindruck auf uns machen, und Goethes Werke zur Naturkunde stehen noch immer bei uns unter den streng wissenschaftlichen Büchern, die Farbenlehre zum Beispiel unter den Classikern über Optik. — Nirgends findet man vielleicht das Princip klarer, bestimmter, mit wahrer Naturnothwendigkeit, und zugleich im schönsten Bewußtsein des Ganzen, allgegenwärtiger an den Tag gelegt, einfacher umschrieben, methodischer vorangestellt, als eben in Goethes wissenschaftlichen Arbeiten. Sie sind also streng systematisch, und wenn sie sich zu frei zu bewegen scheinen, so thun sie es nur in dem Maße, in welchem der Verfasser durch seine Dichtergabe die wahre Einheit des Principis, als Natur, in stetiger Causalität zu erhalten weiß, während der Gelehrte, dem die Muses abhold sind, auch das Princip seines Werks außer sich, und selbst außerhalb des Buchs (mit Ausnahme derjenigen Seite, auf welcher es gedruckt ist) bewahrt, und daher immer daran denken muß, damit es ihm nicht, während er fortarbeitet, unter der Hand verloren gehe. Was also an allen naturwissenschaftlichen Werken Gutes ist, muß sich nothwendig auch so darstellen lassen, wie Goethe darstellt, und was sich nicht so darstellen läßt, oder darstellen lassen will, ist höchstwahrscheinlich ein bloßes Hirngespinnst.

„Möcht' ich mich fromm und kurz fassen, so müßt' ich sagen: es kam augenblicklich der Friede Gottes über mich“ — schöner als durch dieses Wort des Dankes konnte der Verfasser nicht belohnt werden. Es ist ein Vorklang jener tiefen vollen Töne, in denen der Dichter bald darauf das hohe Preislied anstimmte von jenem mehr als Vernunft befehlenden Frieden Gottes, von der beglückenden Nähe des „allgeliebten Wesens“, dessen liebliche Lippen ihm die holde Lehre verkündeten:

Nur wo du bist, sei alles, immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich.



Luftreisen

Von Johannes Poeschel

5. Die internationale Wettfahrt



Die Berliner Luftschiffertage neigten sich ihrem Ende zu. Mittwoch den 10. Oktober hatten sie begonnen mit der Verfolgung vier kleiner Wasserstoffballons des Luftschifferbataillons durch je vier Automobile, wobei es nur einem Automobil gelang, in der vorgeschriebnen Zeit seinen Ballon zu erreichen. Eine Fülle von Anregungen hatten diese Tage gebracht durch hervorragende wissenschaftliche Vorträge und Vorführungen, besonders aber durch den persönlichen Verkehr mit Luftschiffern aus allen Teilen Deutschlands und dem Auslande. Denn zugleich mit dem Berliner Verein für Luftschiffahrt, der sein fünfundzwanzig-jähriges Bestehen feierte, tagte auch der aus neun Vereinen gebildete Deutsche